

Gastropolis (I): Politisches Gärtnern oder die Keimzelle der gastropolitane Bewegung

Ein neues Gespenst geht um: die kultivierte Liebe zum Gemüse, eine urbane Landlust in Gestalt des politischen Gärtnerns. In der Ära von Fastfood, Gento-maten und Gammelfleisch entdecken ausgerechnet Städter die Landwirtschaft und den Eigenanbau von lustigem Gemüse. Immer mehr Stadtbewohner ha-ben die globale Supermarktkost satt, die ihnen die Nahrungsindustrie verab-reicht; sie beginnen, ihr Essen selbst zu produzieren, indem sie ein kleines Stück Land bewirtschaften und kultivieren. Bekanntlich geht der Begriff Kul-tur auf das lateinische *colere* zurück und bezeichnet das Anbauen, Hegen und Pflegen von Pflanzen zur Nahrungsproduktion. So fragt sich, was es mit die-sem ›kulturellen Widerstand‹ auf sich hat, der seit neuestem unter Städtern wuchert? Wissen die neuen Stadtwirte von der Rebellion der Landwirte in der so genannten Dritten Welt? Zwar sind diese neuen Bauernbewegungen internatio-nal vernetzt und von Millionen Unterstützern getragen. Doch nach wie vor sind bäuerliche Kleinproduzenten, Landarbeiterinnen und ländliche Entwicklung kein beliebtes Thema in den Medien der urbanen Öffentlichkeit. Das könnte sich in Zukunft ändern. Und zwar besonders mithilfe der Präsenz der urbanen Gemüsegärtner. Deren Aktivität zählt zu den avancierten Praktiken unter den souveränen Alltagsküchen der Gegenwart, weil der innerstädtische Eigenan-bau von nachhaltigen, gesunden, biodiversen, demokratischen Lebensmitteln eine der politischsten Aktivitäten der Gegenkultur ist. Sie hat eine besondere ›dramaturgische‹ Bedeutung im politischen Welttheater, da sie inmitten der städtischen Öffentlichkeit permanente Demonstrationen und Revolutionen für einen anderen Umgang mit Essen in Szene setzen. Deshalb darf das Urban Gardening als eine der avantgardistischen Bewegungen unserer Zeit gelten. Das ›Avant-Gardening‹ führt allen vor, wie leicht politische Arbeit sein kann und wie einfach die kulturelle Politik eines ethisch guten Essens funktioniert. Und dass sie auch Spaß machen kann.

Zumeist haben Städter keinerlei persönlichen Kontakt oder sachlichen Be-zug zur agrarischen Nahrungsproduktion: Essen kommt aus dem Supermarkt.

Das Politische des Essens erfährt die Mehrheit einer urbanisierten Menschheit nicht aus der existenziellen Perspektive eines bäuerlichen Daseins oder Schicksals, sondern in der Warenförmigkeit des innerstädtischen Konsums und gelegentlich – aber immer öfter – als mediales Spektakel von ›Lebensmittelskandalen‹ oder als eine Angelegenheit eines ›Lifestyle‹, der Bioprodukte zum Boomen bringt. Die neueste Mode dieser ›Lohas-Esser‹, wie dieser *Lifestyle of Health and Sustainability* im Jargon eines unpolitischen Zeitgeistes heißt, scheint zu sein, neben anderen ökologisch korrekten Dingen auch sich selbst zu versorgen und am besten einen eigenen Küchengarten zu haben.¹ Keine Frage, Urban Gardening, City Farming, Community Gardens, kurz: gastropolitane Aktivitäten sind ein beachtlicher (internationaler) Megatrend, der große Beachtung nicht nur in den Medien genießt, sondern ebenso unter einer breiten Bevölkerungsschicht von Stadtbewohnern. Die gesellschaftlichen Hintergründe dieses Trends umfassen ein weites Spektrum, das sich von mittelständischem Genussleben über esoterische Sinnsuche bis hin zu politischem Widerstand aufzut.

Dementsprechend ist sowohl unter den Beteiligten als auch unter der interessierten Öffentlichkeit nicht jedem bewusst, dass es sich beim Eigenanbau von Lebensmitteln im öffentlichen Stadtraum *per se* – also unabhängig davon, wie die Aktiven über ihr Gärtnern denken und reden – um eine äußerst politische und durchaus radikale Praxis handelt. Die ökonomischen und kulturellen Konsequenzen dieser Praxis sind derart radikal, dass sie die gegenwärtige Fastfood-Weltgesellschaft buchstäblich von Grund auf – von ihren alltäglichen Grundlagen sowie von den Wurzeln einer landwirtschaftlichen Nahrungsproduktion – verändert und in eine bessere Zivilisation verwandelt, sollte sich daraus eine Alltagspraxis der Menschheit entwickeln. Weil diese grundlegende Veränderung im öffentlichen Stadtraum stattfindet und weil diese Praxis soziale Orte einer direkten Kommunikation hervorbringen, trägt sie auch zu einem spürbaren Strukturwandel der urbanen Öffentlichkeit bei; einem kulturellen Wandel, der sich parallel und in Ergänzung zur virtuellen Öffentlichkeit von internetbasierter Kommunikation vollzieht. Grund genug, sich genauer anzuschauen, was es mit diesem politischen Gärtnern auf sich hat.

Was bedeutet es für unser Verständnis von Urbanität, wenn das zukünftige Bild einer Großstadt und ihrer Kultur geprägt wäre von Subsistenzflächen an jedem erdenklichen Ort und wenn Stadtbewohner einen Teil ihrer Freizeit damit zubrachten, in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten in der Erde zu buddeln und Kürbisblüten zu bestaunen? Wie wirken sich solche überwiegend ›vegetarischen‹ Bürgerinitiativen und demokratischen ›Polis‹-Gärten auf die Politik der Städte und unser aller Politikverständnis aus? Was sagt es über die gesellschaftliche Relevanz der politischen Philosophie aus, wenn immer noch kaum jemand mit dem universellen Vernunftideal gastropolitane Öffentlichkeit ver-

1 | Vgl. Unfried, Öko.

traut ist? Ist es nicht an der Zeit, dass wir über allgemein anerkannte philosophische Begriffe des respektvollen Umgangs mit Tomaten, Radieschen, Johannisbeersträuchern, Korianderkraut und dergleichen komplexen Kategorien und konstitutiven Faktoren eines guten Lebens und Essens verfügen? Vor allem aber stellt sich die Frage, wer diese urbanen Gemüsegarten-Aktivist:innen sind und wie ihre Aktivität in ihrer politischen Dimension unverkürzt zu reflektieren ist, um mit theoretischen Mitteln verständlich zu machen, dass dabei nicht nur für das eigene Wohlergehen gegärtnert wird, sondern dies direkt oder zumindest indirekt auch für das Wohl derer geschieht, die mit ihnen in einer Stadt wohnen, sowie aller anderen, die auf die eine oder andere Art von ihrem täglichen Essen betroffen sind.

Es sind solche Typen wie Joseph Beuys, um ein allgemein bekanntes Beispiel zu nennen.² Mit dem bekannten Großkünstler und unbekannten Gastrosophen Beuys begann die inzwischen in der englischsprachigen Welt als ›Urban Gardening‹ oder als ›City Farming‹, ›Community Gardens‹ bzw. ›Local Food‹ bekannte urbane Agrikultur. Er brachte – zeitgleich zu ähnlichen Initiativen und Aktivitäten insbesondere in New York City und Chicago – als einer der Ersten die Idee eines moralischen Rechts auf Städte aus Küchengärten auf: die Utopie der ›Gastropolis‹.³ In einer Aktion im März 1977 beackerte Beuys zur Veranschaulichung seiner Rede vom erweiterten Kunstbegriff und der Sozialen Plastik den Vorgarten seines Berliner Galeristen. Auf seinen Knien über das Stückchen Erde gebeugt, grub er mit einer Harke in der linken Hand den Boden auf, um dann eine runzlige Kartoffel als Saatgut hineinzustecken. Am Ende der *Documenta 6* im Oktober des gleichen Jahres erntete er die Früchte seiner Aktion. Seine selbst angebauten Kartoffeln waren nicht nur das nützliche Resultat eines lebenskünstlerischen Widerstandes gegen den industriellen Agrarkapitalismus und das gesellschaftlich vorherrschende, kulturell hegemoniale Nahrungsdispositiv. Der Berufsrevolutionär und Umweltaktivist Beuys setzte auch ein links-politisches und erstmals ›grün-politisches‹ Zeichen für eine gesellschaftliche Alternative jenseits der revolutionären Gewalt jener Stadtguerilla, die in jenem Jahr von den blutigen Aktionen der RAF-Terroristen ausging. Mit seinem Guerilla Gardening setzte der charismatische Stadtbegrüner und Gründungsgrüner auf einzigartige Weise eine Praxis in Gang, deren gesellschaftsverändernde und heilsame Kräfte kaum zu überschätzen sind. Seitdem hat sich seine künstlerische Intervention in unzähligen Ablegern und Seitentrieben der zeitgenössischen Kunst fortgepflanzt, die das Gärtnern und Bewirtschaften von Land nun ins Zentrum ihrer Arbeit rücken.

2 | Zur Gastrosophie von Joseph Beuys und seiner Kunst als Eat Art siehe: Lemke, Die Kunst des Essens, 62-80.

3 | Vgl. Meyer-Renschhausen, Unter dem Müll der Acker; Blom/Bromberg, Belltown Paradise.

Zu den prominentesten Beispielen gehört die kalifornische Künstlerin Susanne Leibovitz Steinman mit ihren Küchengarten-Projekten. Eine ihrer Interventionen, das Projekt *Gärten-für-alle!*, das Steinman 2008 im Rahmen der künstlerisch-kulturellen Plattform Kultur|Natur realisierte, zeigt die Abbildung auf dem Umschlag dieses Buchs: das gemeinsame Gärtnern als die Fortsetzung des politischen Widerstandes mit anderen, gastropolitane Mitteln.⁴ Dazu hatte die Künstlerin Anwohnerinnen und Anwohner des Hamburger Stadtteils Wilhelmsburg eingeladen, sich in Zusammenarbeit mit ihr eine verwahrloste Grünfläche anzueignen und zu beackern. Inmitten eines öffentlichen Bahnhofplatzes gelang es, einen temporären Garten anzulegen und mit ihm ein Stück selbst gestaltete Stadt. Da Steinman den Stadtteil bewusst wegen seines hohen Anteils an Migranten ausgewählt hatte, führte das gemeinsame Gärtnern auch zu einer sozialen Begegnung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, die sonst kaum stattfindet. Obgleich für eine dauerhafte Verwurzelung dieser Pflanzaktion die erforderliche Unterstützung durch die Stadt notwendig gewesen wäre, bestand ihr kommunikativer Erfolg in einer gemeinsamen Interaktion und Erfahrung des politischen Kampfes für ein anderes Leben – für ein anderes Stadtleben, für ein anders Zusammenleben und für einen anderen Lebensmittelanbau. Darüber hinaus stellte die künstlerische Intervention *Gärten-für-alle!* auch Bezüge zum interkulturellen Garten Wilhelmsburg her, der seit einigen Jahren inmitten von Gemüsebeeten und Gemeinschaftsflächen einen Ort schafft, wo Menschen unterschiedlicher Nationen, Kulturen und Sprachen zusammenkommen und sich kennenlernen.

Joseph Beuys erläuterte seine urbane Gartenkunst damals mit den Worten: »Wenn ein Mensch als Bauer etwas Wahrhaftes nachweisen, wenn er ein lebenswichtiges Produkt aus der Erde entwickeln kann, dann muss man ihn doch als ein wirklich schöpferisches Wesen auf diesem Felde bezeichnen. Und insofern muss man ihn doch als Künstler akzeptieren.«⁵ Freilich tat die künstlerische Intervention von Beuys weit mehr, als die bäuerliche Arbeit des Anbaus von Nahrungsmitteln dadurch wertzuschätzen, dass sie diese zu ›Kunst‹ erklärte, aufwertete und vorlebte. Seine Aktion diente der ideellen Befreiung der tragischen Figur des Bauern aus der »Idiotie des Landlebens« (Marx) sowie aus den ebenso aktuell kapitalistischen wie immer noch archaischen Zwängen eines durch harte und obendrein schlecht bezahlte Arbeit und gesellschaftliche Rückständigkeit bestraften Daseins. Indem Beuys sich selbst als ›Bauer‹ in Szene setzte, erfand er die revolutionäre Figur des gärtnernden Städters: den gastropolitane Prototyp eines Aktivisten der urbanen Agrikultur. Seine erweiterte Kunstpraxis erzeugte die Soziale Plastik einer innerstädtischen Nahrungsproduktion und Subsistenz als einer freiwilligen Teilzeitaktivität, die jeden Men-

4 | Vgl. Steinman, Manifest: Gärten für Alle!

5 | Beuys in: Burckhardt, Ein Gespräch, 115.

schen als Stadtbauern oder Stadtbäuerin zu einem »wirklich schöpferischen Wesen« (Beuys) macht.

Damit lässt sich am Beispiel von Beuys bereits etwas über die Menschen sagen, die sich für urbane Landwirtschaft und alternative Gartenkunst interessieren. Es sind gerade keine hauptberuflich tätige Bauern oder Landwirte, die entweder auf dem Land oder auf Bauernhöfen leben, auf großen oder kleinen Äckern gewerbliche Landwirtschaft betreiben oder als lohnabhängige Landarbeiterinnen und Landarbeiter ihr Geld im Bereich der agrarindustriellen Nahrungsproduktion verdienen (was vielen von ihnen ohnehin immer seltener gelingt und viele darum in die Städte treibt). Es sind Menschen, die in Metropolen leben, Großstadtbewohner und -bewohnerinnen, Urbaniten; sie praktizieren den Eigenanbau von Nahrungsmitteln nicht als Vollzeitbeschäftigung, sondern lediglich zeitweise, als eine Arbeit unter anderen. Was unter urbaner Gärtnerei verstanden wird, ist nur – aber was heißt hier »nur«? – eine Freizeitaktivität und Nebenerwerbstätigkeit von Leuten, die aus unterschiedlichsten Berufsfeldern oder Beschaffungsquellen ihr Geld beziehen. Auch in jeder anderen Hinsicht sind Küchengartenaktivisten und -aktivistinnen gewöhnliche Gewächse des urbanen Lebens und typische Großstadtexistenzen, die kein bäuerliches Dasein fristen.⁶

Das übrigens teilen sie mit vielen Bäuerinnen und Bauern, die heutzutage meistens sehr städtisch leben und arbeiten. Inzwischen bestehen viele kleinbäuerliche Betriebe auf dem Land aus Nebenerwerbs- und Teilzeitlandwirten. Die gesellschaftliche Entwicklung vor allem durch Mobilität, Telekommunikation, Fernsehen, Internet und Bildung hat das ländliche Leben vielerorts radikal urbanisiert. In den Industrienationen spielt der historische Stadt-Land-Gegensatz eine immer geringere Rolle. Doch während »Bauern« immer häufiger wie »Städter« leben, denken, fühlen und essen ist der umgekehrte Fall einer Annäherung der städtischen Existenzform an bäuerliche Tätigkeiten alles andere als selbstverständlich.

Seit Mitte der 1970er Jahren, als jemand wie Joseph Beuys mit der gastropolitane Kunst im öffentlichen Raum begann, ist in den zurückliegenden Jahrzehnten die Menge an Menschen beträchtlich gewachsen, die in ihrem urbanen Lebensumfeld ein Stück Land nutzen, das sie sich entweder politisch erkämpft oder legal angeeignet haben, um Nahrungsmittel selbst anzubauen.⁷ Mehr als 30 Jahre später, im März 2009, legt sogar Michelle Obama, »die Frau des mächtigsten Mannes der Welt«, zusammen mit Grundschulern aus Washington den *White House Kitchen Garden* an. Diese schön anzusehenden Gemüsebeete vor dem Weißen Haus – vor dem Machtzentrum der amerikanischen Politik – lassen eine spannende Szenerie entstehen: Vieles hängt davon ab, ob

6 | Vgl. Mougeot, Agropolis.

7 | Vgl. Müller, Urban Gardening.

sich das wohltätige Engagement der First Lady für das politische Gärtnern auf die Staatsräson ihres Ehemanns auswirkt. Zweifelsohne beeinflussen die Entscheidungen der US-amerikanischen Regierung zu einem erheblichen Maße die weitere Entwicklung der globalen Landwirtschaft, des Weltagrarhandels und nicht zuletzt die Alltagsphilosophie einer populären Esskultur. Was wäre, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten morgen die lokale Ernährungssouveränität und nicht länger den globalen Freihandel zum obersten Ziel und höchsten Gut seiner Regierung erklärte?⁸

Man male sich nur für einen Moment aus, welche Konsequenzen es für uns alle hätte, würden die amerikanischen Subventionsgelder für die Agrarindustrie abgeschafft oder auf urbane Landwirtschaft umgeleitet.⁹ Nichts ist notwendiger, als Politikern und (zumeist männlichen) Regierungschefs mit realen Alternativen – etwa der Möglichkeit einer besseren Agri- und Esskultur – vertraut zu machen und sie politisch durch Wort und Tat zu überzeugen: Warum sollte nicht, wie in vielen traditionellen Ehen üblich, auch in diesem Fall die Ehefrau die Arbeit ihres Mannes positiv beeinflussen können?¹⁰ Doch dies täte sie – als Vorbild einer emanzipierten Frau – nicht in der traditionellen Geschlechterrolle einer guten Gattin, sondern als politisch verantwortungsvolle und machtbewusste Mitstreiterin für die Vereinigten Staaten von Amerika als einer neuen Slow-Food-Nation. Dies ist der amerikanische Traum, den Alice Waters, die vielleicht bekannteste Gastrosophin dieser Fastfood-Nation und zugleich die Vizepräsidentin der internationalen Slow-Food-Bewegung, nur wenige Jahre zuvor ausgesprochen hatte und der durch die Einweihung des Küchengartens des Weißen Hauses ein erhebliches Stück mehr an politischer Realität gewonnen hat.

Vierorts und in jedem Teil der Welt greifen immer mehr ganz gewöhnliche Städter zur Harke, um als Stadtbauern und Gastropoliten tätig zu werden. Ob in Mexico City, im australischen Brisbane, in New York oder San Francisco, im brasilianischen Belo Horizonte, in Kubas Hauptstadt Havanna ebenso wie in Nairobi, Johannesburg, Moskau oder Shanghai, Kyoto, London, Hamburg – überall sind sie und ihre neuen Gemüsegärten inmitten der Metropolen. Unter ihnen herrscht eine große Vielfalt: spektakuläres Guerilla Gardening, kleine Kiezzgärten, große Permakultur-Projekte, professionelle Biobauernhöfe, Kinderbauernhöfe, Frauengärten, Nachbarschaftsgärten, Tafelgärten, Gemeinschaftsdachgärten, interkulturelle Gärten, Baumscheibengärtchen, Fensteranbau, Balkonplantagen, Selbsternte-Kooperativen und vieles andere. Trotz der Diversität wiederholen sich vielerorts einige Prinzipien: Wo die Verhältnisse und Gegebenheiten urbares Land unzugänglich machen und fruchtbare Erde

8 | Vgl. Berry, *The Unsettling of America*; Tracey, *Urban Agriculture*.

9 | Vgl. Pollan, *You Are What You Grow*; Owens, *The Farm Bill and its Far-Ranging Impact*.

10 | Vgl. Kantor, *Die Obamas – Ein öffentliches Leben*.

unter der Last ihrer zivilisatorischen Geringschätzung verborgen bleibt, wo Böden durch Städte vernichtet, vergiftet, vermüllt sind, da kommen regelmäßige Taktiken und Techniken eines gärtnerischen und kulturellen Widerstandes zum Einsatz. Häufig in der Gestalt von Hochbeet-Konstruktionen, oft aus wieder verwerteten Paletten oder Holzresten selbst zusammengezimmert, oder in Form von mobilen Beeten aus geeigneten Kisten und Behältnissen wie Bäckerkisten, Milchtüten, Plastikflaschen oder Reissäcken voller Erde. Und etwas Entscheidendes haben die neuen urbanen Nutzgärten gemeinsam: Es sind Keimzellen der gesellschaftlichen Veränderung, die auf die eine oder andere Art unserem Essen, unserem Umgang mit anderen – Menschen, Pflanzen, Tieren, Dingen –, unseren Städten, unserer Politik, uns selbst gut tun.

Wer über urbane Gärtnerei spricht, greift ein zwar von der medialen Öffentlichkeit noch wenig beachtetes doch gleichwohl weltweit verbreitetes Phänomen unserer Zeit auf. Es steht außer Zweifel, dass sich in Zukunft immer mehr Menschen zusammenschließen und ihr unmittelbares Lebensumfeld aneignen werden, um es stadtbaulich umzugestalten und gute Nahrungsmittel anzubauen. Freilich sind die Gründe dafür, warum immer mehr von uns im städtischen Raum Brachen rekultivieren, Grünflächen einhegen oder neue ›Ländereien‹ entstehen lassen, sehr unterschiedlich und vielseitig. Nicht jede Gartenvereinigung beruft sich automatisch auf alle guten Gründe, die für die urbane Agrikultur sprechen. Doch ist es gerade diese Vielseitigkeit der Gründe, die ihre utopische Kraft ausmacht.

Die globale ›Graswurzel‹-Bewegung oder genauer die globale Gemüsegarten-Bewegung rekrutiert sich nicht primär aus dem oft spießbürgerlichen Schrebergartenmilieu.¹¹ Während das Hauptmotiv der traditionellen Kleingärtnerinnen und Kleingärtner eher der Rückzug aus der Stadt ist, um sich in einer idyllischen Privatsphäre einzurichten, begreifen die Gemüsegarten-Aktivistinnen und -Aktivistinnen ihre Tätigkeit als Bestandteil und Ausdrucksform ihres großstädtischen Lebens. Viele von ihnen gehören einem urbanen Milieu an, das ›sozialökologischen Lifestyle‹ für sich nicht nur politisch reklamiert, sondern die damit verbundenen Autonomieansprüche und neuen Lebenswerte auch im Alltag selber gestalten will.¹²

Es scheint aussichtslos, die gastropolitanen Aktivitäten ideologisch als Luxushobby und Freizeitvergnügen von einigen Gemüsefreaks abzutun. So leicht wird man die sozialen Kräfte und gesellschaftlichen Gründe dieser Bewegung nicht los. Sie erwachsen der Tatsache, dass eine kleinflächige, umweltfreundliche und auf lokale Artenvielfalt bedachte Nahrungsproduktion in Zukunft zur dringend benötigten und einzig noch verfügbaren Quelle unseres Überlebens wird. Zahlreiche Studien belegen, dass die Sättigung einer wachsenden Welt-

11 | Vgl. Carpenter, Meine kleine City-Farm.

12 | Vgl. Werner, Eigensinnige Beheimatungen.

bevölkerung durch die Fortsetzung des heute weltweit üblichen kapital- und ressourcenintensiven und zugleich umweltschädlichen und sozial unfairen Agrarkapitalismus keine Perspektive bietet. In aller Welt werden darum nicht nur auf dem Land unter den zig Millionen Bäuerinnen und Bauern (vor allem in den Entwicklungsländern), sondern auch in den Städten (auch der westlichen Industrienationen) jene ungeduldigen Stimmen lauter, die fordern, das Menschenrecht auf Nahrung mit dem Recht auf Stadt, dem Recht auf freien Zugang zu einem kleinen Stück Land, als Gemeingut oder Allmende genutzt, zu verbinden.

Mit dem Blick auf das, was sich da in aller Öffentlichkeit, aber von der politischen Weltöffentlichkeit kaum wahrgenommen, abspielt, obliegt es einer politischen Gastrosophie, festzustellen: Schon alleine im Interesse der globalen Gerechtigkeit und einer zukünftigen Ernährungssouveränität aller Menschen wäre es wichtig, dass die neuen gastropolitane Bewegungen und Aktivitäten durch ihre weitere Verbreitung unser städtisches Leben und unsere Ernährungsverhältnisse dauerhaft revolutionierten. Rückblickend besteht jedenfalls kein Zweifel: Mit der scheinbar unauffälligen Aktion des Gemüseanbaus inmitten der Stadt gelingt dem Sozialutopisten und Schamanen Beuys etwas Großartiges. Er wendet eine unheilvolle »Richtungskraft« (Beuys) des menschlichen Zivilisationsprozesses um; und zwar jenen massiven Urbanisierungsprozess, der seit Jahrtausenden – und speziell seit der Globalisierung des neuzeitlichen Freihandels – die Verwandlung einer bäuerlichen Menschheit in Stadtbewohner erzwingt. Inzwischen ist mehr als der Hälfte aller Menschen eine ›landflüchtige‹ Existenz auferlegt, samt einer der ›kostbaren‹ Natur entfremdeten Ernährungsweise. Darum wirken Städter, die beginnen, ihre Nahrungsmittel selbst anzubauen, an einer epochalen Transformation mit. Sie treiben jene globale Entwicklung der Weltgesellschaft in Richtung Ernährungssouveränität voran, für welche auch die internationalen Bauernbewegungen kämpfen.

Die gastropolitane Revolution der Städte einerseits sowie die gastropolitische Durchsetzung einer kleinbäuerlichen Nahrungsproduktion auf dem Land andererseits wirken zusammen als bedeutsame Richtungskräfte und bilden eine ideelle Einheit der gesellschaftlichen Veränderung. Ausdrücklich stellen Aktivistinnen und Aktivisten der urbanen Landwirtschaft in den Metropolen der Ersten Welt solidarische Beziehungen zu den bäuerlichen Produzenten und Landarbeitern in der Dritten Welt her.¹³ Darüber hinaus helfen die urbane Präsenz von ›bäuerlicher Arbeit‹ und die beiläufige Wahrnehmung von ›landwirtschaftlicher Nahrungsproduktion‹ in der städtischen Öffentlichkeit, unsere diesbezügliche Selbstentfremdung zu überwinden. Nicht nur der aktive Umgang mit Selbstangebautem, sondern auch schon der passive und responsive Anblick desselben sorgt dafür, dass wir sowohl die damit verbundene Arbeit

13 | Vgl. Meyer-Renschhausen/Holl, Die Wiederkehr der Gärten; Bello, The Food Wars.

schätzen lernen als auch die Herkunft der dadurch gewonnenen Produkte kennen lernen. Zugleich bieten urbane Gemüsegärten den Reiz, uns ansonsten eher abstrakte Erkenntnisse der politischen Gastrosophie auf sinnlich anschauliche Weise nahezubringen. Mit Immanuel Kant gesprochen: Urbane Küchengärten stellen Versinnlichungen sittlicher Ideen dar.

Das politische Gärtnern zählt neben dem Selbstkochen, dem vernünftigen Einkauf und dem konvivialen Genuss zu den Tugenden beziehungsweise Praktiken einer politischen Ethik des Essens.¹⁴ Im wahrsten Sinne des Wortes radikalisiert die urbane Gärtnerei die Souveränität, die Menschen entwickeln (können), sobald sie möglichst häufig von regionalen Bioprodukten leben, diese selbst zubereiten und zusammen mit anderen (Garten-)Freunden genießen: Der Eigenanbau packt die gastrosophischen Dinge im doppelten Wortsinn an ihren Wurzeln (lat. *radix*, *radices*). Denn die gastropolitane Praxis kultiviert Ernährungssouveränität nicht nur in der konsumtiven Form, die täglichen Lebensmittel bloß zu kaufen, zuzubereiten und zu verzehren, sondern darüber hinaus in der produktiven Form, das eigene Essen selbst anzubauen und von klein auf bis zur Ernte zu umsorgen. Diese Radikalisierung der alltäglichen Esskultur besagt: Wer ethisch gut essen möchte, wird Lebensmittel so weit und so gut wie möglich selbst produzieren wollen.

SUBSISTENZ ZWISCHEN LOKALER AUTARKIE UND KOSMOPOLITISCHER MISCHKOST

Wie viel Land und Arbeitszeit braucht ein Mensch, um genug Nahrungsmittel für den Eigenbedarf anzubauen? Die Beantwortung dieser gastrosophischen Allerweltsfrage hängt selbstverständlich von zahlreichen Variablen ab. Gartenplaner schätzen, dass 25 Quadratmeter pro Person für eine teilweise Selbstversorgung mit Gemüse, Kräutern, Beeren und Obst (inklusive Wege und Komposthaufen) reichen. 70 Quadratmeter pro Person wären für eine weitgehende Selbstversorgung und 170 Quadratmeter für eine vollständige Versorgung mit Gemüse, Obst und Kräutern erforderlich (20 Quadratmeter Gemüse für den Frischverzehr, 40 Quadratmeter Lagergemüse und Kartoffeln, 100 Quadratmeter für Beeren, Obst wie Äpfel, Birnen sowie Nüsse und 10 Quadratmeter für Wege und Kompost).¹⁵ Welcher Flächenbedarf für den nötigen Anbau von Getreide hinzukäme, steht auf einem anderen Blatt. Ohnehin handelt sich bei diesen Zahlen lediglich um Annäherungen, da die Ertragsmengen je nach Fruchtbarkeit des Bodens, der Vegetationsdauer, des Klimas, des Wetters, des allgemeinen Wissens und der individuellen Erfahrungen bezüglich optimaler

14 | Vgl. Lemke, Welt-Essen und globale Tischgesellschaft, 224ff.

15 | Vgl. Heistinger, Leben von Gärten, 316.

Anbaumethoden (Mischkultur, Fruchtfolge), Arbeitszeit und Pflegeintensität anders ausfallen.

Bis heute fehlen verlässliche allgemeine Aussagen darüber, wie hoch der Pflege- und Arbeitsaufwand einer teilweisen, weitgehenden oder vollständigen Selbstversorgung wären oder welcher Grad von Selbstversorgung zu erreichen wäre, wenn die landwirtschaftliche Arbeit lediglich eine Teilzeit- und Neben-erwerbstätigkeit aller ausmache. Für die menschliche Zivilisation des 21. Jahrhunderts ist ein wissenschaftlich derart unterentwickelter und vernachlässigter Erkenntnis- und Forschungsstand in so grundlegenden Angelegenheiten des menschlichen Überlebens und Gutlebens beschämend. Trotzdem scheint so viel bereits festzustehen: Die gegenwärtig dominanten Geschmacksgewohnheiten müssten sich extrem ändern, wollten sich die Menschen komplett selbst versorgen. Einige experimentelle Selbstversuche liefern erste Erkenntnisse zu konkreten Konsequenzen und Reichweiten einer Selbstversorgung mit möglichst lokal produzierten Lebensmitteln – einer ›locavoren Diät‹. Ein zentrales Ergebnis: Selbst unter den strikten Local-Food-Pionieren leben die wenigsten ausschließlich von Dingen, die aus einem maximalen Umkreis von 100 Meilen stammen.¹⁶

Mit anderen Worten, selbst wenn wir konsequent von ökologischer Landwirtschaft, lokalem Handel und saisonalem Konsum lebten, würden wir nie völlig nahrungsautark sein (wollen). Weil an vielen Orten der Erde vieles nicht wächst, was die Menschen auch dort gerne essen, wird es auch in Zukunft eine globale Agrarwirtschaftspolitik geben (müssen). Lebensmittel, die nicht lokal wachsen und produziert werden, werden weiterhin irgendwo anders von irgendwem anderen angebaut und diese Produkte dann durch die Welt transportiert werden. Diesen ›luxuriösen Zusatz‹ zu einer ansonsten lokalen Küche zu organisieren, diesen ›kulinarischen Wohlstand aller Regionen‹ durch ein entsprechend deglobalisiertes Weltwirtschaftsgeschehen zu gewährleisten, wäre die Aufgabe einer guten Welternährungspolitik.

SELBSTBESTIMMTES TUN UND VERWANDLUNG VON LOHNABHÄNGIGEN IN SELBSTWIRTSCHAFTENDE PRODUZENTEN

Stellt man die neue Gemüsegartenbewegung in einen größeren historischen Zusammenhang, fällt sofort eine entscheidende Differenz sowohl zur langen Geschichte der repräsentativen Herrschaftsgärten als auch zur bekannten Tradition der kleinbürgerlichen Schrebergärten auf. Wie die Gartenanlagen und Parks der Herrschenden vor allem dem Zweck dienten, ein Ort des Lustwandels und erholsamen Müßiggangs zu sein, so ist auch der Kleingarten meist

16 | Vgl. Mackinnon/Smith, The 100-Mile Diet.

mit der primären Absicht verbunden, eine Erholung von den Strapazen der industriellen Lohnarbeit und der zumeist harten körperlichen Maloche zu bieten. Bei der urbanen Landwirtschaft ist das anders. In den urbanen Gemüsegärten wird freiwillig und gerne gearbeitet: Die gastropolitane Naturfreunde wollen schuften und im Dreck wühlen. Wenn die Menschen, wie schon die marxistische Philosophie forderte, eine »rationelle Agrikultur« entwickeln, so dass die agrikulturelle Nahrungsproduktion »unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen« stattfinden kann, dann muss dies, anders als Marx dachte, keineswegs notwendig »mit dem geringsten Kraftaufwand« einhergehen.¹⁷ Im Zeitalter einer bequemen Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft, die bewegungsarme Büroarbeit für viele zu einer alltäglichen Realität macht, wird die körperliche Betätigung, ob in der Form von sportlichen und gymnastischen Aktivitäten, die heute große Popularität genießen, oder eben durch kraftaufwendiges Gärtnern, als etwas Gutes erfahren. Städter, die heute gemeinsam ihr Gemüse anbauen, tun dies jedenfalls, neben anderen Gründen, aus Lust und motiviert von dem gesellschaftlich bedingten Tatendrang, auch in einem physischen Sinne aktiv werden und Dinge selber machen zu wollen und dort, wo Selbst- und Weltveränderung möglich ist, auch selbst verändernd tätig zu sein.

Statt sich weiter der Entmutigung und dem schleichenden Zynismus preiszugeben, »ohnehin nichts ändern zu können«, gehen sie neugierig mit ihren eigenen Möglichkeiten und Energien um, etwas Gutes tun zu können. Dieses Ethos überwindet den üblichen Zeitgeist, der sich zur bequemen Rechtfertigung seiner angepassten Resignation Adornos Formel zulegt, dass es nun mal kein richtiges Leben im falschen gäbe.¹⁸ Falsch ist diese Passivität allemal und sogar auch, was Adorno selbst angeht. Aus seiner Vorlesung zur Moralphilosophie stammt der weniger bekannte Satz, dass es darauf ankäme, so zu leben, »wie man in einer befreiten Welt glaubt leben zu sollen, gleichsam durch die Form der eigenen Existenz, mit all den unvermeidbaren Widersprüchen und Konflikten, die das nach sich zieht, versuchen, die Existenzform vorwegzunehmen, die die eigentlich richtige wäre«.¹⁹ Der Eigenanbau von Grundnahrungsmitteln als Antwort auf die globale Nahrungskrise ist ein solcher Versuch, durch die Form der eigenen Existenz nicht die, aber doch eine eigentlich richtige Lebenspraxis vorwegzunehmen.

Diese avantgardistische Lebenskunst liegt bereits dem vermeintlich resignativen Ausspruch des Aufklärers Voltaire zugrunde, als dieser vor 250 Jahren den Protagonisten seiner berühmten Novelle *Candide* zuletzt sagen lässt, dass doch

17 | Marx, Das Kapital (III), 828.

18 | Vgl. Hörisch, Es gibt (k)ein richtiges Leben.

19 | Adorno, Probleme der Moralphilosophie, 37.

jeder Mensch einen eigenen Garten bestellen möge.²⁰ Mit dieser praktischen Aufforderung weist Voltaire den großspurigen heilsgeschichtlichen Zweckoptimismus der Aufklärungsbewegung seiner Zeit zurück. Er überlässt es uns, zu entscheiden, ob damit gemeint ist, entweder trotz aller unvermeidbaren Widersprüche und Konflikte, aller Rückschläge und gesellschaftlichen Übel an der Utopie der gesellschaftlichen Verbesserung und eines richtigen Lebens im falschen festzuhalten und eben dafür einen eigenen Garten anzulegen, oder aber die Arbeit am eigenen Garten bloß als Rückzug ins kleine Privatglück zu begreifen, das letztlich nicht mehr ist, als eine apolitische Strategie des nackten Überlebens.

Erfreulicherweise ist diese existenzielle Entweder-oder-Entscheidung längst gefallen, weil alle die, die gärtnern, den utopischen Geist der gastropolitischen Praxis schon entfesselt haben. Denn der Umstand, dass mit jedem Gemüsegarten eine bessere Welt entsteht, und die Tatsache, dass diese Gartenarbeit trotz aller Widersprüche, Konflikte und Rückschläge auch ein allgemeines Glück und eine individuelle Lust (an Gutem) ist, hängt wesentlich mit dem daraus resultierenden Zugewinn an Autonomie zusammen. Denn ganz anders als viele Tätigkeiten und Geschäfte unseres überwiegend fremdbestimmten Lebens ist das politische Gärtnern ein selbstbestimmtes Tun. Diese tätige Selbstbestimmung im Anbau von Gemüse besteht schlicht darin, dass kein Kapitalist, Arbeitgeber oder Vorgesetzter bestimmt, was getan wird. In Gemeinschaftsgärten gibt es keinen Chef, der das Sagen hat und ›fremd‹ über uns hinweg bestimmt, wer was wann auf welche Weise zu tun habe. Wer gärt, lebt in der Zeit seines eigenen freiwilligen Tätigseins und verwirklicht in dieser freien Tätigkeit ein echtes Stück Freiheit (der Selbstbestimmung). Insofern verrät uns das politische Gärtnern auch etwas über Freiheit.

Gerade im Kontext der politischen Philosophie entwirft die geläufige Rede von einem selbstbestimmten Leben regelmäßig abstrakte Bilder der Freiheit. Doch als bloßen Begriff genommen, bleibt ›Freiheit‹ eine Leerformel ohne konkrete Inhalte und Gesichtspunkte und obendrein blind für ihre grundverschiedenen Verwirklichungsformen in der menschlichen Alltagspraxis. Hingegen lässt sich alltägliche Selbstbestimmung in Form von bestimmten freien Tätigkeiten durchaus genauer fassen und leben: Das politische Gärtnern ist eine solche freie Tätigkeit beziehungsweise eine solche Betätigung möglicher Selbstbestimmung oder Autonomie. Das besagt aber auch: Wir müssen gärtnern, um durch die Form unserer Existenz in einem zentralen Bereich unseres täglichen Lebens (dem des Essens und seiner Produktion) möglichst selbstbestimmt leben zu können.

Dies macht verständlich, weshalb Menschen nicht ›Selbstbestimmung‹ praktizieren, sondern diese sich stets in konkreten Tätigkeiten abspielt. Ebenso

20 | Vgl. Voltaire, *Candide* oder der Optimismus.

gärtnern Menschen nicht ›um der Freiheit willen‹, sondern wegen der selbst-erwirtschafteten Nahrungsmittel, deren Produktion an einer selbstbestimmten Esskultur mitwirkt. Freilich sind an dieser Alltagskultur diverse andere und oft weniger ehrwürdige Beweggründe und Tätigkeiten beteiligt. Eine wesentliche Rolle spielt dabei das verbreitete Verlangen, als psychosomatischen Ausgleich zu einseitiger Kopfarbeit ›im Freien‹ mit den eigenen Händen zu arbeiten. Dieses Motiv veranschaulicht, dass die individuelle Lust auf Gartenarbeit unmittelbar von den gegenwärtigen Lebensbedingungen abhängt und weniger subjektiv oder ahistorisch ist, als dies zunächst den Anschein haben mag.²¹

Dass die urbane Landarbeit mit Lust verbunden ist und sich sowohl in einem physischen als auch in einem ökonomischen Sinne lohnt, trägt einen weiteren wesentlichen Teil ihres allgemeinen Wertes bei. Denn lohnenswert sind daran, neben der Lust eines selbstbestimmten und körperlich-geistig ausgleichenden Tuns, eben auch die realen Früchte der eigenen Arbeit. Vor dem gesellschaftlichen Hintergrund einer massenhaften Lohnerwerbslosigkeit in allen Teilen der Welt sowie der allgemeinen ökonomischen Prekarisierung von an sich arbeitsfähigen und arbeitswilligen Menschen mit der bekannten Folge, dass eine existenzsichernde Vollzeitarbeit das alltägliche Leben und Überleben von immer weniger Menschen garantiert und existenziell bestimmt, wächst bei vielen sowohl die reale Not als auch das eigene Bedürfnis, einige Grundnahrungsmittel selbst zu produzieren. Nicht nur für Arme, Arbeitslose und Prekarisierte, sondern vielmehr für jeden, der dafür Zeit hat oder sich dafür Zeit nimmt, hat das politische Gärtnern eine handfeste ökonomische Bedeutung. Ein gewisser Grad an Selbstversorgung bedeutet eine spürbare Geldeinsparung und eine reale wirtschaftliche Verringerung des eigenen Geldbedarfs: Wer sein tägliches Gemüse und Obst – zumal in der teureren Bioqualität – nicht kaufen muss, weil er es selbst anbaut, wird proportional einen nicht geringen Teil seiner gewöhnlichen Lebenshaltungskosten senken. Weil der tendenzielle Anstieg der Lebensmittelpreise und die Verteuerung des täglichen Essens ein realistisches Zukunftsszenario ist, muss davon ausgegangen werden, dass jeder gastropolitisch aktive Weltbürger auch ökonomisch verhältnismäßig besser dran ist. Dieser globale Wohlstand aber kann nur das Resultat der eigenen Gartenarbeit sein.

In dem Maße, wie die Preise für Lebensmittel infolge der globalen Nahrungskrise weiter steigen, werden viele von uns, die mit wenig oder weniger Geld klarkommen müssen, in einen Sog der Verarmung geraten oder weiterhin dazu bereit sein, minderwertige und ethisch schlechte Lebensmittel zu kaufen. Was die Dynamik des Arbeitsmarktes angeht, ist absehbar, dass sich aufgrund fortgesetzter Automatisierungsprozesse in zahlreichen Bereichen der Wirtschaft sich zukünftig der Anteil herkömmlicher Lohnarbeit weiter verringern

wird und in der Folge *nolens volens* mehr frei verfügbare Zeit für immer mehr Menschen tägliche Realität wird. Darin zeichnet sich der historische Übergang der kapitalistischen Phase in eine neue Gesellschaftsform ab.²²

LOHN UND NORMATIVER MEHRWERT DER SUBSISTENZ-ÖKONOMIE

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Entwicklung gewinnen speziell der Eigenanbau von Lebensmitteln sowie die Eigenarbeit generell an sozialer und alltäglicher Bedeutung. Als eine in vielerlei Hinsicht lohnenswerte Lebenspraxis verleiht das urbane Gärtnern, zusammen mit einigen anderen freien Tätigkeiten, dem Ende der bürgerlichen Arbeitsgesellschaft einen geschichtlichen Sinn. Es lässt nicht nur lebensweltliche Perspektiven einer Kulturgesellschaft entstehen, sondern wirkt auch unmittelbar an der Auflösung von konventionellen Lohnarbeitsverhältnissen mit.²³ Falls immer mehr Menschen ihre eigenen Grundnahrungsmittel produzieren, vollzieht sich damit zugleich eine weitreichende Veränderung des Arbeitsmarktes als wesentlicher Bestandteil der kapitalistischen Ökonomie. Mancher kluge Kopf sah diese Dynamik voraus.

Einer von ihnen notierte sich für den historischen Übergang des Kapitalismus in die Tätigkeitsgesellschaft von morgen: »Der Lohnarbeiter von heute wird morgen unabhängiger, selbstwirtschaftender Bauer oder Handwerker. Die beständige Verwandlung der Lohnarbeiter in unabhängige Produzenten, die statt für das Kapital für sich selbst arbeiten und statt den Herrn Kapitalisten sich selbst bereichern, wirkt ihrerseits durchaus schadhaft auf die Zustände des Arbeitsmarktes zurück.«²⁴ Indessen schädigen der Eigenanbau von Nahrungsmitteln und das Selbstmachen von Dingen erst dann den Arbeitsmarkt und die industrielle Warenproduktion, wenn es tatsächlich zu einer massenhaften Verwandlung der lohnabhängigen Konsumentinnen und Supermarktvollversorger in lohnunabhängigere Produzentinnen und Selbstversorger käme, die statt für das Kapital für sich selbst arbeiten und statt den Herrn Kapitalisten sich selbst bereichern. Ob diese realen Tendenzen und alltagskulturellen Latenzen einer souveränen Selbstproduktion sich zu gesamtgesellschaftlichen Produktivkräften entwickeln, wird die Zukunft zeigen.

Doch anders als zu Zeiten der frühkapitalistischen Industrialisierung sind die gesellschaftlichen Gründe und Voraussetzungen für diese »notwendige Entwicklung« (Marx) heute objektiv gegeben. Und diese politisch-ökonomische Entwicklung ist auch schon voll im Gange. Jedenfalls braucht es längst keiner dialektischen Phantasie mehr, um sich auszumalen, welche weitreichenden

22 | Vgl. Rifkin, Das Ende der Arbeit; Gorz, Utopie und Misere der Arbeit.

23 | Vgl. Goehler, Verflüssigungen.

24 | Marx, Das Kapital, 797.

Konsequenzen es für die globale Nahrungsindustrie und die Großkonzerne hätte, würden ab morgen oder übermorgen die Massen gärtnern und sich auf diese ebenso lustige wie souveräne Weise selbst reich machen, statt wie bislang Nestlé, Aldi und all die anderen Kapitalisten durch ihren unreflektierten Konsum zu bereichern. Menschen, die Essen selbst produzieren, statt Supermärkte und Konsumtempel durch tägliche Opfergaben am Leben zu erhalten, bauen in ihren Gärten mit dem Gemüse und mit dem, was da sonst noch an Kollektivem wächst, an einer neuen, postkapitalistischen Form der Ökonomie.²⁵ Jedes selbst produzierte Lebensmittel stärkt eine lokale Subsistenzökonomie, die aus absolut Lohnabhängigen relativ lohnunabhängige Selbstwirtschaftler macht.²⁶ Sich selbst zum Unternehmer zu machen, erfährt im Kontext der gastropolitanen Praxis eine den neoliberalen Zwängen zur Selbstvermarktung diametral entgegengesetzte Bedeutung.²⁷

Schon lange vor Marx hatten Utopisten in der Selbstversorgung die Rückkehr der modernen Gesellschaft zu einer höheren Form der (urbanen) Landwirtschaft prophezeit. Die 1516 erschienene Schrift *Utopia* des englischen Sozialreformers Thomas Morus, die den Begriff der Utopie in das politische Denken der Neuzeit einführte, näherte sich erstmals jenem kosmopolitischen Gedanken des Gastropolitismus, dass eine Tätigkeit »alle Männer und Frauen gemeinsam ausüben: den Ackerbau«. In urbanen Gärten, so stellt Stadtplaner Morus sich vor, »ziehen sie Reben, Obst, Gemüse und Blumen von solcher Pracht und Schönheit, dass ich niemals etwas Üppigeres und zugleich Geschmackvolleres gesehen habe. Dabei spornt ihren Eifer nicht nur die Freude an der Sache selbst an, sondern auch der Wettstreit der Stadtteile untereinander in der Pflege der Gärten. Und gewiss könnte man in der ganzen Stadt nicht leicht etwas anderes finden, das dem Nutzen sowie dem Vergnügen der Bürger dienlicher wäre, und eben deshalb scheint der Gründer auf nichts größere Sorgfalt verwendet zu haben als auf die Anlage derartiger Gärten«. ²⁸ Sollte darin keine Ironie der Geschichte stecken, dass diese Beschreibung nicht etwa aus der aktuellen Agenda eines Stadtentwicklungsprojektes stammt, worin urbanem Gärtnern eine politische Aufgabe zugeschrieben wird, sondern den ersten Traum eines utopischen Geistes ausdrückt, der an der Wiege des Kapitalismus vor ziemlich genau einem halben Jahrtausend entstand?

Noch 250 Jahre später taucht diese Wunschproduktion erneut bei dem französischen Philosophen und einflussreichen Frühsozialisten Charles Fourier auf. Der kapitalismuskritische Utopist, der im Übrigen auch Namensgeber der

25 | Vgl. Werlhof/Bennholdt-Thomsen/Faraclas, Subsistenz und Widerstand.

26 | Vgl. Dahm/Scherhorn, Urbane Subsistenz.

27 | Vgl. Bröckling, Das unternehmerische Selbst.

28 | Morus, *Utopia*, 52; vgl. Arnsward/Schütt, Thomas Morus' *Utopia* und das Genre der Utopie in der politischen Philosophie.

›Gastrosophie‹ ist, konzipiert den Bauplan einer »harmonischen Gesellschaft«, die »uns mit der Liebe zur Landwirtschaft erfüllen wird, die heute abstoßend ist und die man nur notgedrungen und aus Angst zu verhungern betreibt«. ²⁹ Während zur Verwirklichung dieser utopischen Wunschträume damals die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen fehlten, hat nach weiteren 250 Jahren Entwicklung die gastrokapitalistische Weltgesellschaft inzwischen alle Voraussetzungen und Notwendigkeiten dafür hervorgebracht. Weil dies so ist, erleben wir gegenwärtig die ›gespenstische‹ Verbreitung sowohl der lokalen Existenz als auch der internationalen Vernetzung der gastropolitischen Bewegungen in den Städten, aber auch auf dem Land weltweit. In allen Teilen der Erde ereignet sich seit einigen Jahren schon die globale Rebellion von Bauern, Produzenten, Ko-produzenten, Konsumenten, Ökogastronomen, Food-Aktivist*innen und Gastrosophen jeder Couleur. Es ereignet sich die Neuerfindung des Menschen als *homo sapiens*: ein die Erde klug kultivierendes Wesen, ein Erdling mit Weisheit und gutem Geschmack. Was also spricht dagegen, dieser Neuerfindung der Menschheit und dieser Utopie einer Gesellschaft, die uns mit der Liebe zur Landwirtschaft erfüllen wird, die heute abstoßend ist und scheinbar nur notgedrungen und aus Angst zu verhungern betrieben wird, mit Charles Fourier, dem größten unter den Utopisten, den Namen ›Gastrosophie‹ zu geben?

Die Liebe zur Landwirtschaft oder, etwas unpoetischer und präziser, die agrikulturelle Eigenarbeit hat analog und alternativ zur herkömmlichen Lohnarbeit nicht nur den realen ökonomischen Wert, dass die Menschen dadurch unabhängiger von Lohneinkünften und Geld werden und sich darüber hinaus einen gewissen Wohlstand in Form von hochwertigen Grundnahrungsmitteln sichern können. Die Wertschöpfung besteht hier auch in einem normativen Wert. Denn eine Subsistenzökonomie setzt den eigentlichen Zweck des menschlichen Wirtschaftens nicht willkürlich mit Wirtschaftswachstum und dem kategorischen Imperativ der Gewinnmaximierung und dem niedrigsten Preis fest. Der Subsistenzwirtschaft liegt der normative Wertmaßstab der Suffizienz zugrunde; verstanden als den allgemeinen Sinn und die Lebensweisheit, zu wissen, wann wir genug (›Wohlstand‹) haben; also alles Notwendige, was uns in den Stand versetzt, das ethisch Gute und das dem Menschen mögliche Wohl zu leben. In urbanen Gemeinschaftsgärten wird nur erwirtschaftet, was es zum Gut-leben bzw. zum Gut-essen braucht. Die Wirtschaftstätigkeit folgt der Logik einer ethischen Ökonomie zwecks der Produktion und Konsumtion guter Lebensmittel. Der Geist einer politisch-ethischen Ökonomie befreit die landwirtschaftliche Nahrungsproduktion aus den kapitalistischen Zwängen eines in jeder Hinsicht unvernünftigen und maßlosen Wachstums. ³⁰

29 | Fourier, Theorie der sozialen Bewegungen, 51.

30 | Vgl. Paech/Paech, Suffizienz plus Subsistenz ergibt ökonomische Souveränität.

Wird das System der arbeitsteiligen Fremdversorgung und damit das Dogma des globalen Freihandels durch die Kunst der maximalen Selbstversorgung sukzessive transformiert, deglobalisieren und relokalisieren sich die Wirtschaftsprozesse des Produzierens und des Konsums. Gemeinsame Gemüsegärten sind daher auch Orte und Experimente einer sich lokalisierenden Ökonomie. Wer sich möglichst konsequent (und bequem) ethisch ernähren will, wird die begrenzte Bezugsquelle des Eigenanbaus mit weiteren Taktiken einer möglichst lokalen Versorgung etwa durch Biokisten, direkt vermarkteten Produkten oder einer Produzenten-Konsumenten-Kooperation erweitern. Werden weltweit möglichst viele Grundnahrungsmittel lokal produziert und entweder direkt und zu fairen Preisen vermarktet oder gleich marktfrei verwertet, dann werden an dieser solidarischen Wirtschaftsweise nicht länger die lokalen Produzenten und Selbstversorger leiden, sondern zur Abwechslung einmal Gastrokapitalisten, Großmarktgiganten und Lebensmittelspekulanten. Das Imperium der globalen Agrarindustrie und der allgegenwärtigen ›Supermärkte‹ verliert an Macht und wird von einem alternativen Versorgungssystem untergraben – durch politische Aktionen und Aktivitäten wie dem urbanen Gärtnern, das nach herkömmlichen Kategorien der politischen Philosophie zwar nahezu inexistent ist, aber *realiter* eine kaum zu überschätzende gesellschaftliche Wirksamkeit entfalten kann. Während das Politische des täglichen Konsums von der individuellen Kaufkraft und der objektiven Warenauswahl abhängt und als tägliche Lebenspraxis lediglich das Einkaufen gehen und Geld ausgeben beinhaltet, umfasst das politische Wesen des Gärtnerns eine einzigartige Fülle an Erlebnissen und Selbsterfahrungen, die für die Souveränität dieses Tuns und dieses Im-Guten-Tätigseins sprechen.

MENSCHEN-PFLANZEN-SYMBIOSEN UND DIE WÜRDE DER TOMATE

Wer gärt und sein eigenes Erntegut anbaut, entfernt sich mit Lichtgeschwindigkeit von der üblichen Naturentfremdung eines durchschnittlichen Stadtbewohners. Für jeden Menschen, der sich der unmittelbaren Interaktion mit pflanzlichen Lebewesen – mit Gemüse und anderen Vegetabilien – aussetzt, gewinnt die theoretische Einsicht, dass die industrielle Landwirtschaft auf einer Philosophie der Naturbeherrschung basiert, eine tiefere Dimension. Vor allem beginnt er die Fragwürdigkeit einer Denkweise zu ermesen, die Pflanzen jegliche moralischen Rechte abspricht und die Pflanzen-Natur als bloße Ressource und an sich wertlosen (Agrar-)Rohstoff behandelt. Im täglichen Umgang mit ihren Gewächsen und Zöglingen erleben Gartenaktivisten ein komplexes Seinsgeschehen in der wechselhaften Gestalt eines ständigen Wandels, der Geburt, des Wachstums und des Verfalls, eines schweisgsamen Trotzes, mit dem

sich Pflanzen unguten Realitäten und Widrigkeiten wie Krankheiten, Befall und Anfeindungen widersetzen. Diese Menschen nehmen teil an einer immer noch weitestgehend unbekannten Welt der wortlosen Kommunikation und der raffinierten Symbiosen, des üppigen Spiels der Farben, Düfte und Formen, der Verführungen einer geheimnisvollen Sexualität der ›Fortpflanzung‹, des Stolzes von Reife und Pracht, des Wohlgedeihens und der verschwenderischen Fülle, aber auch des traurigen Mangels und der leidvollen Entbehrung: Wer gärtnernd, wird Teil einer in ihrer unerklärlichen Komplexität und Selbstständigkeit faszinierenden Welt. »In der Tat, vielleicht ist das Staunen der Beginn nicht alleine der Philosophie, sondern auch des Gärtnerns. Vielleicht könnten wir damit beginnen, über das Kultivieren von Gärten als Orte der Verzauberung nachzudenken, da solche Erfahrungen uns gegenüber der Fremdheit, der Vitalität und der Schönheit der Welt öffnen«. ³¹

Wir müssen die Pflanzenwelt nicht künstlich verzaubern, um zu verstehen und ein ums andere Mal darüber zu staunen, dass in gastropolitane Gemüsegärten und überall dort, wo Kulturpflanzen ethisch gut behandelt werden, diese Gewächse als eigenständige Lebewesen heranwachsen, die ebenso wie die Menschen als Pflanzen und Gewächse dieser Erde mit der natürlichen Gabe ausgestattet sind, gemäß ihres spezifischen Wohls gedeihen zu können. Bislang verweigert die philosophische Ethik diesen eigenständigen Wesen und nicht-menschlichen Mitbewohnern die moralische Anerkennung und Achtung ihres Eigenwertes und ihrer Eigeninteressen. Immer noch sprechen Philosophen von Pflanzen etwa als ›Selbstregulierungssystemen‹, die möglicherweise auf gewisse eigene Ziele ausgerichtet seien, aber letztlich doch eine niedrigere Lebensform als Tiere und Menschen darstellten. Man erwägt zwar ihre ›Empfindungsfähigkeit‹, was sie analog zu tierethischen Begründungsweisen immerhin schon zu Kandidaten möglicher moralischer Rechte erhebt. ³²

Doch bis heute existiert keine, mit der neueren Tierethik vergleichbare, allgemeingültige Pflanzenethik, die Pflanzen zu Trägern moralischer Rechte und zu Subjekten einer ethischen Verpflichtung seitens der Menschen machen würde. Aber jüngste naturwissenschaftliche Erkenntnisse der Pflanzenbiologie untermauern, was Gemüsegärtner und -gärtnerinnen längst wissen: Tomaten sind individuelle Wesen, denen es in ihrem Streben um dieses Leben selbst und dessen Wohlgedeihen geht. Tomaten wie jede andere Pflanze haben ein eigenes Interesse an Licht, Nährstoffen, Wasser, Bewegung, Sex, Spiel und vermutlich vielen anderen Dingen und Erlebnissen, von denen wir nichts wissen. Obgleich diese Wesen vermutlich nicht vernunftbegabt sind, hatte ihnen Aristoteles immerhin eine eigene Seele zugesprochen. ³³ Doch ist die Idee der ›Pflanzenseele‹

31 | MacDonald, Hortus incantans, 133.

32 | Vgl. Rippe, Ethik im außerhumanen Bereich.

33 | Vgl. Ingensiep, Geschichte der Pflanzenseele.

in der aristotelischen Philosophie letztlich Bestandteil einer streng hierarchischen Metaphysik der Lebewesen (mit dem Menschen an oberster Stelle) geblieben. Während die lange unglückselige Geschichte des naturphilosophischen Denkens den Pflanzen jede ethische Würde abspricht, bringt jeder, der Gemüse mit Liebe anbaut, diesen Seelchen den ihnen gebührenden moralphilosophischen Respekt entgegen.

Aus einer solchen moralischen Sensibilität und dieser kritischen Haltung gegenüber dem respektlosen Umgang mit ›der Natur‹ insbesondere durch die industrielle Agrarproduktion heraus, werden neuerdings politische Forderungen nach ethischen Grenzen des menschlichen Verhaltens auch gegenüber Pflanzen laut. Analog zur Tierquälerei der Massentierhaltung spricht der Naturphilosoph Meyer-Abich von einer Pflanzenquälerei durch die monokulturellen Anbaumethoden, bei denen »Pflanzen genauso in Massen gehalten und ›produziert‹ werden wie Tiere. Es wird Zeit, auch der Pflanzenquälerei zu gedenken und Pflanzen aus artgerechter Haltung in der Ernährung ebenso den Vorzug zu geben wie Tieren«.³⁴

Zu begründbaren moralischen Pflanzenrechten gehören: das Recht auf Fortpflanzung zum Schutz ihres Missbrauchs durch die so genannte Terminator-Gentechnologie; das Recht auf Eigenständigkeit und Evolution zum Schutz ihrer Misshandlung durch grenzenlose Züchtung und Manipulation; das Recht auf Freiheit zum Schutz gegen ihre Patentierung und Privatisierung sowie das Recht auf Überleben und Wohllieben der eigenen Art als Anspruch ihres schlichten Daseins auf dieser Erde.³⁵ Solche pflanzenethischen ›Rechte‹ konkretisieren sich aus der Perspektive derer, die gleichsam hautnah mit jedem Gartengewächs und deren individuellen Eigenarten in der einfachen Handarbeit des Kultivierens interagieren.

Der spezifische Modus dieser pflanzenethischen oder hingebungsvollen Arbeitsweise kommt in der althochdeutschen Umschreibung der Agrikultur als einem Hegen und Pflegen treffend zum Ausdruck. So zeigt sich der selbstbestimmte (moralisch autonome) Charakter der agrikulturellen Tätigkeit gerade nicht darin, dass über die Pflanzen wie über leblose Objekte oder Materialien ›frei‹ verfügt wird. Stattdessen beruht die moralische Autonomie im Gärtnern darin, dass das eigene Tun sich von den Erfordernissen und Eigenheiten (des Lebens und ›Selbstseins‹) des kulturell umsorgten Gemüses bestimmen lässt. Die einfühlsame Logik und die ›mimetischen‹ oder umwelt- und fürsorgeethischen Methoden der agrikulturellen Arbeit leiten sich gleichsam vom »Vorrang des Objekts« ab, um noch einmal einen zentralen Gedanken der Moralphilosophie Theodor Adornos buchstäblich in einen anderen Kontext zu verpflanzen.

34 | Meyer-Abich, *Praktische Naturphilosophie*, 427.

35 | Vgl. Kallhoff, *Prinzipien der Pflanzenethik*; Hall, *Escaping Eden*.

Dementsprechend gehört zu den praktischen Anforderungen eines guten Gärtnerns die Fürsorge, alles zu tun, damit es der Pflanze gut geht und die Achtsamkeit gegenüber allem, was ihrem Wohlgedeihen förderlich ist. Menschen, also vernünftige Wesen, die fähig sind, diesen Kultus zu praktizieren, machen sich zu ›Freunden der Pflanzen‹, die deren Eigenheiten kennen, deren Stärken und Schwächen, deren Wert und Wirkungen, deren Verhalten gegenüber Sonne, Regen, Wärme, Kälte, Tages- und Jahreszeiten, Wetter, Klima, Tieren, anderen Pflanzen und Umwelteinflüssen wie dem Tun und Lassen der Menschen. Kulturpflanzen sind wie Kinder: eigenständige aber pflegebedürftige Wesen, die ständige Umkümmerung und Liebe (Hingabe) brauchen, damit sie gut gedeihen; ohne dass je gewiss ist, was aus ihnen am Ende wird. Man kann deshalb sagen: »Dies mag eine der weitreichendsten Seiten der neuen urbanen Gartenkultur sein: Zu erleben, was es braucht – an Wasser, Boden, Luft, an Pflege und Versorgung – damit zwischen Himmel und Ackerkrume Kulturpflanzen gedeihen können, und zu erleben, dass dies schlicht und einfach möglich ist.«³⁶

Das Faszinosum des Wachstums – des Werdens und des Seins eines eigenständigen Lebewesens aus dem Nichts – trägt die responsive Haltung des Gärtnerns. Doch dieses sich selbst durch anderes bestimmen lassende Tun sorgt sich nicht nur um das gute Leben der Tomate; es ist nicht nur gut für die Tomate, sondern auch für die Tätigen selbst. Denn wer gärt, lernt permanent neue Dinge, beschäftigt sich mit Fragen des Gartenbaus und der Pflanzenpflege, macht sich mit den Kräften, Stärken, Schwächen und Eigenheiten nicht-menschlicher Seelen vertraut und bildet sich selbst aufgrund dieser intensiven Beziehung zu einer erfahrenen Gärtnerin und Gemüseliebhaberin oder zu einem erfahrenen Gärtner und Gemüseliebhaber aus. Im Austausch mit anderen wachsen die eigenen Sachkenntnisse und Einsichten in die gastrosophischen Zusammenhänge der Menschen-Pflanzen-Symbiose und Seelenverwandtschaft.

Vor allem aber sind es die gartenethischen Tugenden der Fürsorge und Achtsamkeit, der Geduld und Hingabe, der Sensibilisierung für das Kleine und dergleichen Dinge einer praktischen Vernunft, die bewirken, dass das Kultivieren von Gemüse auch ein Selbstkultivieren der Menschen ist und »das Gärtnern zu einer Aktivität macht, die den moralischen Charakter derer, die so tätig sind, verbessert«.³⁷ Diese Erkenntnis steckt auch in dem bereits erwähnten Orakel Voltaires, wir mögen ›unseren Garten‹ bestellen: Wir selbst sind Gärten, komplexe Lebensformen, die es zu kultivieren gilt, und zwar am besten so, dass darin kraft einer gastrosophischen Selbst-Kultivierung auch das Gedeihen von köstlichem Gemüse inbegriffen ist. Wenn sich die Menschen landwirtschaftlich betätigen und zu selbstwirtschaftenden Produzenten ihres Essens machen,

36 | Heisteringer, *Leben von Gärten*, 315.

37 | Brook, *The Virtues of Gardening*, 14.

dann bedeutet dies, dass sie sich so als ein ethisches Selbst aktivieren und pflegen. Wie sonst soll sich ›die Welt‹ verändern, wenn nicht dadurch, dass wir selbst das, was wir tun können und tun müssen, damit sich die Dinge verändern, tatsächlich auch tun: so etwa die Dinge und die Welt eines falschen Essens durch unsere eigene bessere Esskultur verändern – mit all den unvermeidbaren Widersprüchen und Konflikten, die dies nach sich zieht.

Vielleicht wäre es angebracht, hier etwas poetischer mit Charles Fourier von der »Liebe zur Landwirtschaft« zu sprechen – oder etwas technischer mit Karl Marx von einer »rationellen Agrikultur unter der Kontrolle der assoziierten Produzenten«.³⁸ Doch es kommt nicht so sehr darauf an, ob man die Sprache der Liebe, der Kontrolle oder der Fürsorge und der Selbstkultivierung oder irgendeine andere Begrifflichkeit wählt (solange sie den Punkt trifft). Weit entscheidender ist die Einsicht, dass eine bäuerlich-gärtnerische Nahrungsproduktion und biologisch-landwirtschaftliche Anbaumethoden, die vor allem auf einer arbeitsintensiven und hingebungsvollen, umweltfreundlichen und artgerechten Interaktion mit unseren Nutzpflanzen beruhen, der industriellen Naturbeherrschung in Form von Monokultur und Massenzucht nicht bedürfen und auf den umweltschädlichen und unökonomischen Einsatz von großen Maschinen, von künstlichen Organismen und Mitteln zur Pflanzenmast oder ›Düngung‹, zur Vernichtung von ›Unkraut‹ und zur Bekämpfung von ›Schädlingen‹ verzichten können.

MONSANTOS SAATGUTIMPERIUM UND KUBAS POSTKOMMUNISTISCHE GARTENPARADIESE

Die schutzlose Existenz einer ungeborenen Pflanze steckt in dem wundersamen Gebilde, das wir die Saat nennen: Das Saatgut ist der Anfang allen Lebens und Essens. Seit der Erfindung der Landwirtschaft während der neolithischen Revolution vor mehr als 10.000 Jahren haben kluge Menschen – Bauern – an der Vielfalt von essbaren Pflanzen gearbeitet. Von Generation zu Generation haben sie ihr agrikulturelles Erfahrungswissen erweitert und ihre Weisheiten weitergegeben. In jüngster Vergangenheit ist innerhalb von nicht einmal 200 Jahren diese einzigartige Fülle dramatisch geschrumpft. Laut einer Schätzung der Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen ist weltweit 75 Prozent der Kulturpflanzenvielfalt verschwunden. Hauptursache sind die agrarindustrielle Monokulturproduktion sowie neue Eigentumsrechte, die aus Saatgut als einem Gemeingut, das Bäuerinnen und Gärtner und letztlich alle Menschen miteinander teilen, eine registrierte und rentable Ware machen, die einige Konzerne als ihren Privatbesitz begreifen. Nur ein einziges Unternehmen, der US-ameri-

38 | Vgl. Fourier, Theorie der sozialen Bewegungen, 51; Marx, Das Kapital (III), 131.

kanische Saatguthersteller Monsanto, hält die Patentrechte auf 90 Prozent aller genetisch modifizierten Nutzpflanzen.³⁹

Während etwa in den meisten Regionen Europas in vielen Erwerbsgärtnereien und selbstverständlich auf Bauernhöfen viele Sorten bis Mitte des 20. Jahrhunderts selbst vermehrt wurden, ging die Züchtung danach weitestgehend in die Hände von kommerziellen Saatgutzüchtern. Es verschwanden nicht nur viele Haus- und Hofsorten von den Äckern und aus den Gärten, sondern auch das Wissen um die Auslese und Vermehrung von Gemüsen, Kräutern und Getreiden. Die Erkenntnis, wie leicht Sorten verloren gehen und Arten aussterben, macht deutlich, wie wichtig und weitreichend es ist, dass viele Menschen den Anbau und die Diversifizierung von Kulturpflanzen selbst in die Hand nehmen. Einzig und alleine von diesen kleinen Handlungen und Initiativen, die weltweit diese unwiederbringlichen genetischen Informationen retten und um die einzigartige Seinsvielfalt an Lebewesenideen und -varianten kämpfen, hängt es ab, ob die Weltbevölkerung sich auf eine Zukunft hinbewegt, in der Ernährungssicherheit und Ernährungssouveränität herrschen oder Hunger und Kriege um knappe Nahrungsquellen.

»Dort, wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch« – diese automatische Befreiungsformel des Dichters Hölderlin, derer sich Martin Heidegger so gerne bediente, um an der Möglichkeit einer besseren Welt festzuhalten, erweist sich im vorliegenden Kontext als ebenso griffig wie ungenau.⁴⁰ Denn damit das Rettende wirklich wachsen kann, braucht es vor allem eins: fürsorgliche Saatgutaktivisten und -aktivistinnen sowie die mutige Verteidigung von verachteten und wehrlosen Pflanzen, also Dingen, über die Heideggers Philosophie ›des Seins‹, der ›Erde‹, der ›Sorge‹ und der ›Dinge‹ merkwürdig wenig Auskunft gibt. Die Welt vor der Gefahr des globalen Ernährungsnotstandes durch Gewächse, Saatgutsorge und Seinsvielfalt oder ›Biodiversität‹ zu retten, ist ohne komplizierte Heideggereien möglich, aber auch ohne durchindustrialisierte Ländereien und Großtechnologien. Bei den meisten Kulturpflanzen genügt ein Stück Land oder eine andere kleine Anbaufläche und ein wenig Kultur und Selbsttechnik; vor allem aber die Hingabe zum selbst angebauten und ›sein-gelassenen‹ Gemüse.⁴¹ Indem viele Menschen an vielen Orten mit viel Liebe Pflanzen anbauen und ihr Wachstum pflegen, könnte die Menschheit noch im letzten Moment einen Rettungsweg nutzen, um dem drohenden Zusammenbruch der derzeit global dominierenden Art und Weise der landwirtschaftlichen Nahrungsproduktion zu entkommen.

Wenn Karl Marx schon vor geraumer Zeit davon sprach, dass »die rationelle Agrikultur unverträglich ist mit dem kapitalistischen System«, dann müssen

39 | Vgl. Robin, Mit Gift und Genen.

40 | Heidegger, Die Frage nach der Technik.

41 | Vgl. McWhorter/Stenstad, Eating Ereignis.

wir heute erkennen, wie schwer diese frühe gastrosophische Einsicht zu widerlegen ist. Doch die Menschheit scheint aus ihren Fehlern zu lernen. Die Internationale Kommission für die Zukunft des Essens und der Landwirtschaft stellte anlässlich einer ihrer ›Terra-Madre‹-Veranstaltungen im italienischen Turin der Weltöffentlichkeit unlängst das *Manifest zur Zukunft der Saat* vor. Es fällt nicht schwer, den Grundgedanken dieses Manifestes zu verstehen: »Die zukünftige Evolution der Menschheit geht Hand in Hand mit der Zukunft und der freien Evolution unserer Saat«. ⁴²

Überall, wo gastropolitane Kräfte und Früchte wachsen, wird der Beweis geführt: Berühmte Biogärtner wie Joseph Beuys oder Biogärtnerinnen wie Michelle Obama oder einfache Leute wie Sie und ich und alle anderen Aktivistinnen und Aktivistinnen in Berlin, New York, Havanna, Shanghai, Kinshasa oder sonst wo und erst recht die Massen rebellischer Bäuerinnen und Bauern in den südlichen Entwicklungsländern – wir alle können erheblich mehr und für alle gute Nahrungsmittel im offenkundigen Gegensatz zur kapitalistischen Agrarindustrie erwirtschaften. Aufbauend auf ihr traditionelles landwirtschaftliches Wissen, beginnt die Menschheit, neue intelligente und effiziente Methoden zu entwickeln, um in Kooperation mit den Kräften der Natur (und nicht länger gegen diese) bessere Ernten zu erzielen.

Beispielhaft lehrt die urbane Landwirtschaft des postkommunistischen Kubas die Welt, wie Produktivitätszuwächse in Zukunft erwirtschaftet werden: In den inzwischen unzähligen Gemüsegärten Havannas steigen die Ernteerträge von Jahr zu Jahr an; von bescheidenen 1,5 Kilogramm pro Quadratmeter zu Beginn (1994) über 25,8 Kilogramm innerhalb nur weniger Jahre (2001) bis zu einer Millionen Tonnen Gemüse im Jahr 2011. ⁴³ In *Organopónicos* (Hochbeeten), *Huertos Intensivos* (Gemüsegärten auf freiem Feld) oder *Huertos Populares* (Volksgärten) werden Zwiebeln, Mangold, Rettich, Pok Choi, Knoblauch, Tomaten, Kohl, Spinat, Brokkoli, Kopfsalat, Karotten, Avocados, Gurken, Sorghum, Kräuter und medizinische Heilpflanzen angebaut. Pflanzengemeinschaften durch den Anbau von zwei verschiedenen Pflanzenarten in einem Beet sind üblich, um den Ertrag zu steigern und unerwünschte Mitesser fernzuhalten oder geschickt abzuspeisen. Worauf es bei diesen Anbaumethoden ankommt, ist es, die üblichen Agrarchemikalien wie Pestizide und künstliche Dünger durch biologische Mittel zu ersetzen. Ringelblumen, Basilikum und Mangold werden eingesetzt, um Blattläuse und Käfer von den Beeten abzuhalten; auch dicht aneinander gepflanzte Zwiebeln und Knoblauch wirken wie natürliche Grenzen. Sonnenblumen und Mais wiederum locken nützliche Insekten wie Marienkäfer und Florfliegen an. Aus ähnlichen Gründen wird Sorghum um die Beete herum

42 | Shiva, Manifestos on the Future of Food and Seed.

43 | Vgl. Holl, Die neuen Gemüsegärten von Havanna; Kälber, Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie.

angepflanzt: Insekten mögen es und verbringen ihre Zeit lieber darauf als auf Gemüseblättern.

Es ist wohl wahr, was einige Sympathisanten der zweiten kubanischen Revolution frohlocken: Wenn dir jemand erzählt, es sei unrealistisch, eigene Nahrung in großen Städten anbauen zu können, dann erzähle ihm von Havanna, einer Stadt von 2,5 Millionen Einwohnern, die über 1.000 öffentliche Gärten hat und 200.000 Menschen beschäftigt, die frisches Obst und Gemüse der Stadt produzieren.⁴⁴ In Kuba wie vielerorts zeigt sich schon heute, dass urbane Landwirtschaft in Zeiten der globalen Ernährungskrise und Ressourcenknappheit die sichere und souveräne Versorgung mit lokalem Essen übernimmt. Havanna ist auch ein wichtiges Übungsfeld für soziale und kulturelle Innovation: Dass ausgerechnet ein Gartenprojekt inmitten einer europäischen Metropole und der Hauptstadt Deutschlands, der 2009 gegründete Berliner Prinzessinnengarten, mit seinem Anbau in Bäckerkisten und Reissäcken laut Selbstaussage wesentliche Impulse aus der kubanischen *Agricultura Urbana* bezieht, unterstreicht auf unerwartete Weise, warum das postkommunistische Kuba mit seiner *Revolución Verde* – seiner gastropolitane neogrünen Revolution – vielleicht noch einmal als Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft herangezogen werden darf. Und tatsächlich: Die Weltöffentlichkeit belohnte 2010 Kubas Anstrengungen mit dem *Goldman Environmental Prize*, dem weltweit bedeutendsten Umweltpreis.⁴⁵

REVOLUTION DER STÄDTE

Je häufiger und je mehr Menschen sich in Städten zusammentun, um vor Ort einige ihrer Nahrungsmittel zu produzieren und auf diese Weise an der Welt eines besseren Essens (und Lebens) mitzuwirken, desto spürbarer wird es, dass diese Aktivitäten auch das urbane und politische Leben verändern. Was würde passieren, wenn die transnationale Graswurzel- und Gemüsegartenbewegung die Städte und Metropolen auf jedem Kontinent der Erde über Nacht verwandelte? Wenn weder Verkehrschaos und Autoabgase, Straßenasphalt und Betonwüsten noch Straßenunruhen und Hungerrevolten oder arbeitslose Bauern und Mega-Slums der Armut die Zukunft einer urbanisierten Menschheit prägen würden,⁴⁶ sondern Keimzellen, Gartenparadiese und Obstoasen an jeder Ecke

44 | Vgl. Notes from Nowhere, Wir sind überall, 155.

45 | Vgl. Funes/Garcia/Bourque, Sustainable Agriculture and Resistance.

46 | Diese düstere und wahrscheinlichere Zukunft malt sich etwa Mike Davis in seinen Schriften aus. Siehe: Davis, Planet der Slums; ders., Die Geburt der Dritten Welt; ders., Wer wird die Arche bauen?

sowie Hobbyimker, Pflanzenfreunde und Gemüsegemeinschaften das Stadtbild beherrschten?

Wie auch immer wir uns die Stadt von morgen ausdenken, eins scheint festzustehen: Damit es zu einer gastropolitanen Revolution der Städte kommt, werden Stadtbewohner wie Stadtplaner ›Stadt‹ von Grund auf neu denken lernen müssen. Und wir können das ›Essen‹ nutzen, um andere Wünsche zu produzieren und Bilder zu entwerfen, wie wir uns Städte vorstellen, wie wir sie planen, sie bauen, sie versorgen, sie bewohnen und uns in ihnen wohlfühlen oder verlieren. Es wird dabei nicht nur um neue Raummodelle im Städtebau gehen und um tief greifende Reformen in den städtischen Ämtern und bürokratischen Zuständigkeiten. Damit alternative ›gastropolitane‹ Konzepte der Stadtentwicklung die Politik beherrschen, werden einige urbanistische und stadtphilosophische Denkgewohnheiten zu hinterfragen sein. Denn es braucht vor allem eine neue Gastrosophie und politische Ethik des Stadtlebens, damit wir uns an den Gedanken gewöhnen können, dass der Eigenanbau von Lebensmitteln wie kaum eine andere gesellschaftliche Aktivität jene gewaltigen und wunderbar erneuerbaren Energien birgt, die durch nur wenige Kunst- und Handgriffe vieles an uns verstädterten Menschen und zugleich vieles auf dem Land radikal verändert und verbessert.

Die urbane Zivilisation 3.0 beginnt mit der Versöhnung einer ohnehin absurden und obendrein fatalen Abgrenzung, die einst einige theorieverliebte Philosophen und Prototypen des modernen Stadtmenschen dazu nutzten, um einen künstlichen Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen städtischer Existenz und bäuerlicher Landarbeit zu konstruieren. Man kann die Anfänge einer derartigen Abgrenzung und Abwertung alles dessen, was mit dem Ländlichen zu tun hat, bei Platon, dem Urautor der Philosophie nachlesen. Im Dialog *Phaidros* setzt er diese Naturentfremdung des Städters anschaulich in Szene.

Phaidros begleitet Sokrates bei einem Spaziergang außerhalb der Mauern Athens. Als der städtische Intellektuelle über die Natur der ländlichen Umgebung und Feldbewirtschaftung staunt, kommentiert Phaidros diese Haltung des Philosophen mit den Worten: »In der Tat einem Fremden gleichst du, der sich umherführen lässt, und nicht einem Einheimischen. So wenig wanderst du aus der Stadt über die Grenze, noch auch selbst zum Tore scheinst du mir hinauszugehen.«⁴⁷ Bezeichnend ist die Erklärung, die Platon daraufhin Sokrates in den Mund legt, wenn dieser zur Rechtfertigung seines landflüchtigen Verhaltens argumentiert: »Dies verzeih mir schon, o Bester. Ich bin eben lernbegierig, und Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt.« Schon diese wenigen Worte genügen, um jene wirkungsmächtige und folgenreiche Gedankenwelt einer strikten Hierarchie entstehen zu lassen, die das ›lehrreiche‹ Stadtleben als etwas kulturell und philosophisch Erstrebens-

47 | Platon, *Phaidros*, 230c-d.

wertes und an sich Hochwertiges von der ›Idiotie des Landlebens‹ abgrenzt (um an eine spätere Formulierung von Marx zu erinnern). Der platonische Sokrates entwirft hier jenes die Geschichte unserer Zivilisation beherrschende Wertesystem, welches die bäuerliche Landwirtschaft strikt der Urbanität des geistigen und notwendig naturfernen Stadtlebens als der wahren Wirkungsstätte eines menschengemäßen Daseins gegenüberstellt.

Freilich war schon damals wie noch heute dieses Wertesystem einer philosophisch legitimierten Naturentfremdung gesellschaftlich umstritten und politisch umkämpft. Xenophons Erinnerungen an Sokrates lassen erahnen, dass der historische Sokrates, im Gegensatz zu Platons fiktivem Sokrates, eine durchaus andere Haltung zur Natur der umliegenden Felder und Bäume und zur urbanen Agrikultur und Subsistenzwirtschaft gehabt haben könnte, die im Übrigen auch besser zur bäuerlichen Bürgergesellschaft des antiken Athen und zum klassischen Polis-Leben seiner Zeit passt.⁴⁸ Doch zweifelsohne sind mit der Geburt der Stadt einzigartige Errungenschaften der kulturellen Evolution der Menschheit verbunden gewesen. Neben architektonischen Leistungen wie dem Bau von prachtvollen Monumenten, Tempelanlagen, Palästen, Herrschaftshäusern, Regierungssitzen, Machtzentren, öffentlichen Straßen und Marktplätzen entsteht erst mit der Stadt das geistig-kulturelle Leben der Menschen in Form von Kunst, Literatur, Theater und nicht zuletzt Philosophie und Politik. Für die antiken Athener hatten die Begriffe ›menschlich‹ und ›polis‹ eine synonyme Bedeutung. So verwundert es nicht, wenn Platons Schüler Aristoteles in seiner Theorie der Politik davon spricht, dass nicht das bäuerliche Leben, sondern nur die Polis – die Stadt – ein ›gutes Leben‹ (gr. *eu zen*) ermögliche.⁴⁹

Gleichwohl lenkt das vertraute Bild von der Stadt als dem *genius loci* eines guten Lebens und dem Nährboden der menschlichen Kultur-Entwicklung von der fundamentalen Voraussetzung und Ermöglichungsbedingung dieser *conditio humana* ab: Die urbane Zivilisation ist und bleibt ohne die sie ernährende und mit allen nötigen Lebensmitteln versorgende Landwirtschaft undenkbar. Den historischen Stadtgründungen geht die revolutionäre Entdeckung der bäuerlichen Arbeit voraus, deren kontinuierliche Nahrungserzeugung erst dafür sorgte, dass größere Menschengruppen sich dauerhaft an einem Ort niederlassen konnten und ein kleiner Teil von ihnen zugleich anderen urbanen Tätigkeiten nachgehen konnte. Hätte keiner auf Feldern und Bäumen für andere angebaut und würde sich niemand um die Agrikultur kümmern, würde die städtische Kultur im Nu verhungern und der menschliche Geist wie ein ungepflegter, welker Kopfsalat verkümmern.

Der Irrglaube von Platon und Platonikern aller Art, dass die Natur – Gemüesfelder, Äcker, Obstbäume – und die Landarbeit uns nichts lehren würden,

48 | Vgl. James, Every Cook Can Govern; Wood, Peasant-Citizen and Slave.

49 | Vgl. Aristoteles, Politik, 1328a36-40.

sondern dies einzig und allein die Menschen in der Stadt könnten – dieser philosophische Glaube ist immer noch das, was er von Anfang an war: eine fatale Selbstentfremdung der Städter, die den gastrosophischen Bezug zu den elementaren Grundlagen und Ressourcen ihrer eigenen Existenz verloren haben. Wir können diese alten Glaubenssätze und Denkgewohnheiten getrost vergessen. Wir sollten dies sogar, weil uns gerade diese Philosophie mehr als alles andere davon abhält, zu erkennen, in welchem Ausmaß das tägliche Nahrungsgeschehen das städtische Leben formt.

